

Alltagsforschung und Interdisziplinarität

Helmut Hundsichler

Alltag und Interdisziplinarität sind Termini, die im historischen Wissenschaftsbetrieb viele neue Horizonte eröffnet haben und mit Recht hohe Reputation genießen. Allerdings eignen sie sich auch als hohle Modeworte und schicke Prestigebegriffe, mit denen sich „demonstrieren“ läßt, wie sehr man/frau im Trend liegt. Derartig vordergründige Instrumentalisierung ist durchaus keine Randerscheinung. Sie zielt aber offensichtlich nicht so sehr auf Erkenntnis ab, sondern hat vor allem die Funktion der machtvollen, beeindruckenden, auch vereinnahmenden Gebärde. Für den Alltagsbegriff sind solche Tendenzen relativ bald nach seiner Etablierung aufgezeigt und angeprangert worden. Um ihnen entgegenzuwirken, haben aus mediävistischer Sicht besonders Hans-Werner Goetz und Gerhard Jaritz auf die Notwendigkeit der theoretischen Absicherung des Alltagsbegriffes und seiner Handhabung hingewiesen¹ (und was den Bereich Alltag betrifft, folge ich hier diesen beiden Autoren, obwohl man weitaus mehr und sicherlich auch neuere Literatur nennen könnte). Für den Bereich und den Begriff der Interdisziplinarität, dem ich mich vor allem zuwenden möchte, ist in historischen Fachkreisen auffallenderweise keine dem Alltagsbegriff vergleichbare Meinungsbildung zu registrieren. Und dies ungeachtet der Tatsache, daß auch hinsichtlich Interdisziplinarität einschlägige und kompetente Vorarbeiten zur Verfügung stünden: Ich nenne nur den von Jürgen Kocka herausgegebenen Sammelband und insbesondere die vom Wiener Wissenschaftstheoretiker Fritz Wallner auf der Basis des Konstruktiven Realismus vertretene Fundierung von

¹ Vgl. folgende Arbeiten und die darin zahlreich zitierte weiterführende Literatur: Gerhard Jaritz, *Zwischen Augenblick und Ewigkeit. Einführung in die Alltagsgeschichte des Mittelalters*. Wien, Köln 1989; Hans-Werner Goetz, *Geschichte des mittelalterlichen Alltags. Theorie – Methoden – Bilanz der Forschung*, in: *Mensch und Objekt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Leben – Alltag – Kultur* (Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit 13 = Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 568) Wien 1990, 67-101.

Interdisziplinarität². Solche Literaturverweise zeigen bereits unmißverständlich, daß es eine „klassische“ interdisziplinäre Aufgabe darstellt, sich über Interdisziplinarität Klarheit zu verschaffen und sich Interdisziplinarität anzueignen. Das Fehlen eines Theoriebewußtseins ist insofern ein signifikantes, aber dann natürlich auch ein böses Omen: Gerade die theoretische Fundierung wäre das oberste Kriterium, nicht einfach nur um sich als interdisziplinär „auszuweisen“, sondern weil überhaupt nur sie „die“ gemeinsame Basis für inter- oder pluridisziplinäre Arbeit und Kommunikation sein kann³. Ohne theoretische Absicherung muß es förmlich – in wohl nicht zufälliger Parallele zu den „Schwierigkeiten mit dem Alltag“ – auch „Mißverständnisse hinsichtlich Interdisziplinarität“ geben. Aber anstatt „interdisziplinär“ auf vorhandene Ansätze zurückzugreifen, scheinen die historischen Wissenschaften die Interdisziplinarität weithin eher wie ein Zauberwort zu benützen, das man/frau auf die eigenen Fahnen heftet, ohne lang nach involvierten Vorbedingungen oder Folgeerscheinungen zu fragen. Gerade eine solche Mitläufer-Manier manifestiert, wie ich hoffe zeigen zu können, das genaue Gegenteil von Interdisziplinarität: Sie ist der beste Indikator dafür, daß *keine* Interdisziplinarität im Spiel ist. Um nun den Begriff Interdisziplinarität von seiner quasi „tabuisierten“ und „ideologisierten“ Aura zu befreien, stelle ich meinen Beitrag als Denkanstoß zur Diskussion⁴.

Meinen Ausgangspunkt bildet der Bereich des Alltags, denn dieser erscheint ja für die Assoziation mit und für die Applikation von Interdisziplinarität besonders prädestiniert: Einerseits ist es von den unterschiedlichsten Disziplinen her möglich, alltagsgeschichtliche Perspektiven zu wählen, und andererseits steht damit die Alltagsgeschichte – als Arbeitsfeld wie als Ertrag der Forschung gesehen – selbst *inter disciplinas*. Zum hier geplanten Kontext gehören ferner manch andere Fragen von prinzipiellem Stellenwert, die ich aber

² Jürgen Kocka (Hrsg.), Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 671) Frankfurt/M. 1987; Fritz Wallner, Acht Vorlesungen zum Konstruktiven Realismus (Cognitive Science 1) Wien 1990.

³ Grundlegende Überlegungen hierzu s. bei Jürg Tauber, Archäologische Funde und ihre Interpretation, in: Mamoun Fansa (Hrsg.), Realienforschung und historische Quellen (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland, Beiheft 15) Oldenburg 1996, 171-187 (hier bes. 171-174).

⁴ Das vorliegende Thema habe ich zum ersten Mal im Rahmen eines Gastvortrages behandelt, den ich am 11. Dezember 1995 an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald vor dem Arbeitskreis für Mittelalterforschung am Historischen Institut (Leitung: Prof. Dr. Karl-Heinz Spieß) gehalten habe. Herrn Dr. Ulrich Müller vom Greifswalder Institut für Ur- und Frühgeschichte bin ich zu aufrichtigem Dank für die Vermittlung dieser Einladung verpflichtet: Sie war für mich der unmittelbare Auslöser, um das Thema Interdisziplinarität aufzugreifen, und die spontane Akklamation, die dem Vortrag zuteil geworden ist, hat mich zur Herstellung einer Druckfassung ermutigt. Den hiermit vorliegenden Beitrag widme ich daher den Greifswalder Kolleginnen und Kollegen als Zeichen der persönlichen Verbundenheit. Die nunmehrige Druckfassung gibt einen schrittweise gereiften, aktuelleren Informationsstand wieder.

nicht alle in gleicher Intensität behandle:

- die qualitativen Möglichkeiten und Grenzen der Quellenauswertung, und damit verbunden
- die Faßbarkeit von Realität bzw. die notwendige Relativierung des Realitätsbegriffs⁵;
- die quantitativen Möglichkeiten und Grenzen des Wissenschaftlers als Einzelperson, und damit verbunden
- die Problemstellungen Fremdheit vs. Partnerschaft bzw. Egozentrik vs. Kommunikation⁶.

Bewußt kein Schwerpunkt liegt auf den mitunter ostentativ ausgewählten Methodenfragen: So, wie es „eine“ oder gar „die“ alltagsgeschichtliche Methode nicht gibt, wird sich auch zeigen, daß man von „einer“ oder gar von „der“ Interdisziplinarität nicht sprechen kann. Und das Postulat, daß wir methodisch und theoretisch fundiert arbeiten müssen, sollte wie gesagt ohnehin obsolet sein. Insofern ist die vorliegende Erörterung von Fragen der Interdisziplinarität an Vertreter/innen aller Disziplinen adressiert, die sich mit der Vergangenheit befassen (aber es wäre natürlich ein Widerspruch in sich zu glauben, daß Interdisziplinarität ein Privileg der historischen Wissenschaften wäre). Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang andererseits,

- daß die Erkenntnismöglichkeiten für die Erforschung von (historischem) Alltag fachlich kaum eingrenzbar sind⁷;
- daß es darüber hinaus um vieles erkenntnisfördernder wäre, wenn die jeweiligen Forscherpersönlichkeiten auch eine bessere Kenntnis ihrer eigenen Mentalität und Bewußtseinslage zum Ziel ihrer „fächerübergreifenden Ver-

⁵ Hierzu s. Jaritz, Zwischen Augenblick und Ewigkeit 15-25; Heiko Steuer, Archäologie und Realität mittelalterlichen Alltagslebens, in: Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur (Forschungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde, Diskussionen und Materialien 3) Wien 1998, 399-428; im besonderen s. die in Anm. 20 und 30 zitierte Literaturauswahl sowie die Beiträge von Gerhard Jaritz, Keith Moxey, Nils-Arvid Bringéus und Jean-Claude Schmitt in: *Pictura quasi fictura. Die Rolle des Bildes in der Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters und der frühen Neuzeit* (Forschungen des Instituts für Realienkunde, Diskussionen und Materialien 1) Wien 1996.

⁶ Hierzu s. Helmut Hundsbieler, Sachen und Menschen. Faust und die Erkenntnis der Realität, in: Fansa, Realienforschung 11-28 (hier 17-20); ders., Sachen und Menschen. Das Konzept Realienkunde, in: Die Vielfalt der Dinge 29-62 (hier 49-56); ders., Der Faktor Mensch in der interdisziplinären Kulturforschung. „Experimentelle“ Thesen aus mediävistischer Sicht, in: Konrad Bedal – Sabine Fechter – Hermann Heidrich (Hrsg.), *Haus und Kultur im Spätmittelalter (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern 10 = Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums 30)* Bad Windsheim 1998, 9-18 (hier 11-17); ders., Re-Konstruktion, Re-Präsentation, Re-Vision. Zum fachübergreifenden Denken in der mittelalterlichen Hausforschung, in: Uwe Meiners (Hrsg.), *Dinge und Menschen. Geschichte, Sachkultur, Museologie. Festschrift für Helmut Ottenjann*. Oldenburg 1999 (im Druck).

⁷ Jaritz, Zwischen Augenblick und Ewigkeit 25 f.

netzungen“ erklären würden⁸; und

– daß letztlich wohl erst ein dahingehend erweiterter Stand von Bewußtsein und Selbstreflexion den von Ute Daniel mit Recht angeprangerten „Methodenfetischismus“ verhindert⁹.

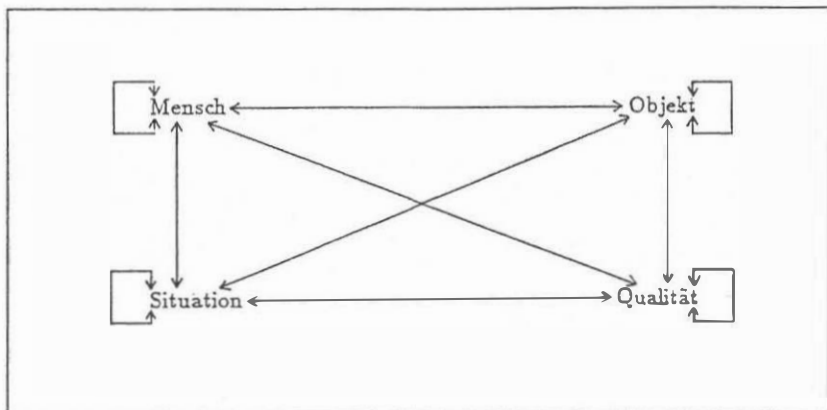


Abb. 1: „Alltagsverbindungen“ nach Gerhard Jaritz.
Aus: Jaritz, Zwischen Augenblick und Ewigkeit 13.

Mittels einer bewährten Graphik konkretisiert Gerhard Jaritz jene potentielle Vielfalt von „Verbindungen“, die Alltag konstituieren, und ordnet ihnen jene Vielzahl von Untersuchungskriterien zu, die die Erforschung von Alltag charakterisieren (Abb. 1). Diese Graphik ist im Grunde nichts anderes als eine auf das Wesentliche reduzierte Formel für das „wirkliche“ Leben: Ihrzufolge besteht im Kontext des real gelebten Alltags nebeneinander und simultan Freiraum für das Zustandekommen unendlich vieler, also *unterschiedlicher* Realitäten und Alltäglichkeiten: Jedes Individuum hat seinen eigenen Alltag, denn es entscheidet autonom darüber, welche der übrigen Determinanten wann und wie miteinander in Beziehung treten. Damit erweist sich die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ in der Mikrogeschichte quasi als der Normalfall, und „den“ Alltag gibt es nicht. Beide Phänomene verweisen auf

⁸ Hundsichler, Das Konzept Realienkunde 33 f.; ders., Re-Konstruktion (im Druck).

⁹ Für Ute Daniel liegt Methodenfetischismus dann vor, wenn die methodische Absicherung einer Arbeit das Hauptanliegen bildet, ohne darüber hinaus zur eigentlichen Interpretation und zu inhaltlichen Ergebnissen zu gelangen: s. Ute Daniel, Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende, in: Winfried Schulze (Hrsg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1569) Göttingen 1994, 54-64 (hier 56 ff.).

einen beträchtlichen Pluralismus. Und der repräsentiert genau jenes Segment der Alltagsgeschichte, das deren charakteristische Vielzahl fächerübergreifender Ansätze und Einstiege ermöglicht (= gewissermaßen der deduktive Weg von Alltagsforschung). Erst die Gesamtschau aller greifbaren/erforschbaren Individual-Alltage kann (fiktiv) zu einem „zeittypischen“ Universal-Alltag integriert werden – und das wäre eine fächerübergreifende Aufgabe in der umgekehrten Richtung (= gewissermaßen der induktive Weg).

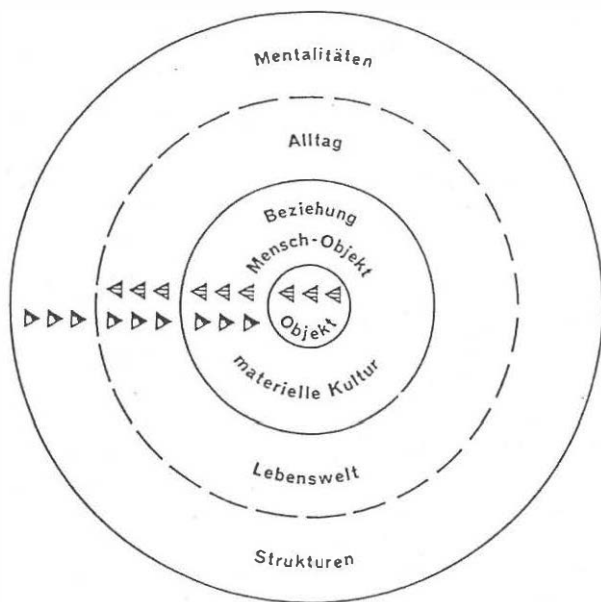


Abb. 2: Der komplexe Kontext von Leben/Alltag/Geschichte (nach Ewald Kislinger).
Aus: Hundsichler, Perspektiven 93, Abb. 3.

Der Wiener Byzantinist Ewald Kislinger hat 1987 von einem Schema konzentrischer Kreise gesprochen, um die Spannweite von „Realienkunde“ zu illustrieren¹⁰ (Abb. 2). Demnach ist reine „Sach“-Forschung gewissermaßen das beschränkteste Blick- und Arbeitsfeld. Erweiterte Perspektiven und Arbeitsbereiche sind nach diesem Modell etwa: die Beziehung Mensch-Objekt; Alltag und Lebenswelt; Mentalitäten und Strukturen. Die jeweils kleineren Kreise sind gegen die jeweils größeren aber nicht abgegrenzt, sondern stufenlos

¹⁰ Ewald Kislinger, Notizen zur Realienkunde aus byzantinistischer Sicht, in: Medium Aevum Quotidianum Newsletter 9 (1987) 26-33 (hier 28 f.).

und kontinuierlich in sie integriert. Aus psychologischer und soziologischer Sicht ist beispielsweise die Sach-Forschung nicht jener „zentrale“ Angelpunkt, als der sie aus geometrischer Sicht erscheinen würde. Denn die materiellen Dinge gehören untrennbar zur Lebens-Sphäre jeder Person, und zunächst sind sie eine Sache des menschlichen Bewußtseins und der Mentalität¹¹. Material, Form, Funktion und Wertschätzung etc. erhalten sie aufgrund geistiger Vorarbeit. Alle Kreise zusammen umreißen jenen komplexen Kontext, der den „eigentlichen“ Gegenstand der Historie bildet, nämlich die „Realität“ von einst. Die Konkreta bilden also eine Einheit mit den Abstrakta, und um die Realität „richtig“ zu sehen, muß man in eine Betrachtung der Konkreta die Abstrakta genauso einbeziehen wie umgekehrt die Konkreta in eine Betrachtung der Abstrakta.¹² Offensichtlich erschiene das Studium der mittelalterlichen Sakralarchitektur ohne religionsgeschichtliche Basis als inkompetent, und ebenso wenig könnte mittelalterliche Mentalität ohne Berücksichtigung materieller Ausformungen nachvollzogen werden.

Aus beiden Graphiken geht klar hervor, daß jeder alltagsgeschichtlich orientierte Fächerverbund potentiell über die herkömmlichen historischen Wissenschaften weit hinausreicht: Die *nouvelle histoire*, die diesbezüglich richtungsweisend ist¹³, spricht daher lieber von den *sciences humaines*. Charakteristische Konstituenten hiervon sind Soziologie, Ethnologie, Historische Geographie, Historische Anthropologie, Historische Verhaltensforschung und Psychologie. Als grundlegend erweisen sich weiters etwa die Philosophie der Geschichte und die Erkenntnistheorie (mit der Psychologie und Biologie der Wahrnehmung). Die anzustrebende Interdisziplinarität muß/müßte also die „Wissenschaften vom Menschen“ und die „Wissenschaften vom Leben“ umfassen. Angesichts solcher Dimensionen ist unmittelbar evident, daß keine ihrer realisierbaren Formen jemals erschöpfend sein kann und wird, und kein ernsthaftes Plädoyer für Interdisziplinarität wird in diese Richtung gehen. Vielmehr repräsentiert ein interdisziplinär erarbeitetes Bild von vornherein nur

¹¹ Michael Landmann, *Der Mensch als Schöpfer und Geschöpf der Kultur*. München, Basel 1961; Josef Rattner, *Tugend und Laster. Tiefenpsychologie als angewandte Ethik* (Fischer Taschenbuch 10410 = Psychologie Fischer 1980) Frankfurt /M. 1991, 213 ff.

¹² Helmut Hunsbichler, Perspektiven für die Archäologie des Mittelalters im Rahmen einer Alltagsgeschichte des Mittelalters, in: Jürg Tauber (Hrsg.), *Methoden und Perspektiven der Archäologie des Mittelalters* (Archäologie und Museum 20) Liestal 1991, 85-99 (hier 93); vgl. zuletzt Helmut Hunsbichler, *Sampling or Proving ‚Reality‘? Coordinates for the evaluation of historical/archaeology research*, in: David Gaimster – Paul Stamper (Hrsg.), *The Age of Transition. The Archaeology of English Culture 1400-1600* (The Society for Medieval Archaeology Monograph 15 = Oxbow Monograph 98) Oxford 1997, 45-61 (hier 47); Hunsbichler, *Das Konzept Realienkunde* 39 f.

¹³ Jacques Le Goff et al. (Hrsg.), *Die Rückeroberung des Historischen Denkens. Die Grundlagen der Neuen Geschichtswissenschaft*. Frankfurt/M. 1990; Peter Burke (Hrsg.), *The French Historical Revolution. The Annales School, 1929-89*. Cambridge 1990; Matthias Middell – Steffen Sammler (Hrsg.), *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der „Annales“ in ihren Texten 1929-1992* (Reclam-Bibliothek 1479) Leipzig 1994.

ein vergleichsweise dürftiges Surrogat für den komplexen Kontext der „Realität von einst“ – aber andererseits schafft Interdisziplinarität erst wieder das einzig mögliche und maximale Korrelat. Selbst der ausgeklügelteste „Fächerverbund“ gleicht letztlich bloß dem Nadelstich einer Probenentnahme aus der uneinholbaren „Vielfalt der Dinge“¹⁴. *Graduell* würde natürlich nur ein möglichst reichbestückter „Fächerverbund“ die größtmögliche Annäherung an jene Vielfalt versprechen. Aber *prinzipiell* wird nie mehr als eben nur eine Annäherung umsetzbar sein. Nie ist die authentische Vielfalt als Ganzes nachvollziehbar, nie wird „die“ Realität als Ganzes greifbar, und niemals wird diese Schere zwischen Wollen und Können aus der Welt zu schaffen sein: Hinsichtlich des Verständnisses von Abbildungen ist dieses Phänomen nachvollziehbar gemacht worden durch den Vergleich, daß sich die Wahrnehmungsfähigkeit eines Zeitgenossen von der eines nachmaligen Interpreten in gleicher Weise unterscheidet wie jene eines „participants“ von der eines „observers“¹⁵. Es ist also nötig, Interdisziplinarität von vornherein nicht mit unrealistischen Erwartungen zu verknüpfen, und es erscheint Gelassenheit geboten, um die *Grenzen* der individuellen Erkenntnismöglichkeiten zu akzeptieren.

Das Bestreben, „alles“ wissen zu wollen, wird im Gleichnis von Adam und Eva in aller Schicksalhaftigkeit problematisiert und relativiert, und es wird neu thematisiert, als sich das wissenschaftliche Weltbild vom religiösen abzulösen beginnt: am bekanntesten wohl mit der Figur des Doktor Faust, aber sehr eindringlich auch durch Sebastian Brants Metapher des bücherstrotzenden Professors als Archetypen aller *Narren*. Sie alle sind didaktische Modelle, die wir daher nach der zeitlos gültigen Dimension ihrer Aussage befragen können.

Das biblische Gleichnis lehrt, daß Erkenntnisverzicht für den *homo faber* eine ur-schwierige Aufgabenstellung ist, und gleichzeitig akzentuiert es das Teuflische an der Erkenntnis-Falle: *Eritis similitudine domini scientes bonum et malum* (Gen. III, 5). Nicht die absolute Allwissenheit etwa macht also die Gottähnlichkeit aus, sondern das Wissen um die Verantwortung. Je ambitionierter die Erkenntnisziele, desto klarer münden sie in diese religiös ohnehin längst definierte Vorgabe, die man nur „aus anderer Sicht“ interpretieren müßte. In ähnlicher Weise entlarven die beiden anderen Symbolfiguren extensives Streben nach Wissen als selbstgefälliges und fruchtloses Machertum: Doktor Faust gelangt trotz seiner außerordentlichen (nämlich sogar „interfakultären“) Interdisziplinarität bekanntlich zur resignierenden Schlußfolgerung, „daß wir nichts wissen können“. Und der Narr im professoralen Kleid (Abb. 3) versucht erst gar nicht, so weit vorzudringen: *Wer vil studiert würt ein fantast* (1, 22). Seine Strategie beruht vielmehr darauf, daß man mit öffentlich anerkanntem Kompetenzgehabe (= Outfit und Ambiente standeskonform, teure Medien in großer Zahl und bestens gepflegt) den Willen zum Wissen überzeugend zur

¹⁴ Hundsichler, Das Konzept Realienkunde 31.

¹⁵ Jaritz, Zwischen Augenblick und Ewigkeit 71-93 (nach Michael Baxandall).

Schau stellen kann, ohne ihn überhaupt in Erkenntnis umzusetzen: *Uff myn libry ich mych verlan. Von buechern hab ich grossen hort / Verstand doch drynn gar wenig wort / Und halt sie dennacht jn den eren / Das ich jnn will der fliegen weren* (1, 4-8)¹⁶.



Abb. 3: „Von unnützen Büchern“:
Der Weg der Erkenntnis ist keine Vergnügensreise.
Aus: Lemmer, Sebastian Brant 7.

Geradewegs ein Rückfall in die Einfalt wäre es also zu meinen, man könne den erwähnten Nadelstich-Charakter unserer individuellen Erkenntnis-möglichkeiten durch entsprechend großzügige „Fächervernetzungen“ entschei-

¹⁶ Zitiert aus Sebastian Brant, *Das Narrenschiff*, hrsg. von Manfred Lemmer (Neudrucke deutscher Literaturwerke, N. F. 5) 3. Aufl. Tübingen 1986, 7 f.

dend überwinden. Einerseits ist es ja ohnehin nur Definitionssache, wie man ein wissenschaftliches Fach absteckt¹⁷, und andererseits können einzelne „Fächer“ dann schon für sich „allein“ genommen hochdifferenzierte Netzwerke und weitausgreifende Verbünde darstellen¹⁸. Jener sozusagen technokratische, für den „faustischen“ und „nährischen“ *homo faber* der Neuzeit freilich typische Denkansatz würde letztlich nur unbelehrbar das alte Sisyphos-Syndrom wiederholen: Immer wieder von neuem wird ein Stein hinaufzuwälzen sein, und die Sentenz, daß alles Wissen Stückwerk ist, läßt sich nicht (und nicht und nicht ...) aushebeln. Insofern ist die Wertigkeit von Interdisziplinarität jener der Demokratie vergleichbar: Sie hat beträchtliche Mängel, aber es gibt keine bessere Möglichkeit – in diesem Fall, um einen so hochgradig pluralistisch determinierten Kontext nachzuzeichnen wie „die“ (oder auch nur „eine“) Realität¹⁹.

Hier zeigt sich, daß wir zur Klärung des Wesens von Interdisziplinarität an einer entscheidenden Vorbedingung nicht vorbei können: an der Definition von Realität. Aber nicht nur die Notwendigkeit der theoretischen Absicherung hat der Realitätsbegriff mit dem Alltagsbegriff gemeinsam, sondern eine solche Neufundierung läßt auch Umwälzungen von vergleichbarer Reichweite absehen: Denn wenn zutrifft, was aus den „Alltagsverbindungen“ von Gerhard Jaritz hervorgeht, nämlich daß es „den“ Alltag nicht gibt, lautet die Folgerung, daß es auch „die“ Realität nicht gibt. Das wäre im Grunde freilich schon deshalb nicht verwunderlich, weil Alltag im Prinzip ebenso gleichbedeutend mit Realität ist wie etwa Geschichte mit Leben. Es kündigt sich also quasi ein Nachziehverfahren an, das analog zum Alltagsbegriff früher oder später auch den Realitätsbegriff der Historie auf ein innovatives theoretisches Fundament stellen wird²⁰ (und auf die betreffende Problemlage gehe ich gleich ein). Der ganze Fragenkomplex ist von umso größerer Tragweite und verdient in der Historie umso mehr Augenmerk, weil das Selbstverständnis jeder Art historischer For-

¹⁷ Vgl. etwa die Verweise auf Definitionen von Neil Postman und Karl Popper bei Helge Gerndt, *Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende* (Münchner Beiträge zur Volkskunde 20) Münster, New York, München, Berlin 1997, 42 und 73.

¹⁸ Nach Heinrich Appelt gebraucht etwa die Realienkunde „einfach ... die historische Methode im weitesten Sinne des Wortes“ (Hundsichler, *Das Konzept Realienkunde* 41); s. weiters die Definition für Archäologie des Mittelalters bei Walter Janssen, *Die Stellung der Archäologie des Mittelalters im Gefüge der historischen Wissenschaften*, in: *Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich* 4/5 (1988/89) 9-18; ein besonders prägnantes Beispiel für Weitläufigkeit ist die Definition von Volkskunde (Gerndt, *Studienskript* 73-80).

¹⁹ Hundsichler, *Das Konzept Realienkunde* 31; ders., *Re-Konstruktion* (im Druck).

²⁰ Vgl. z. B.: Hayden White, *Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie*, in: ders., *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt/M. 1990, 40-77; *Geschichte beobachtet*. Heinz von Foerster zum 85. Geburtstag = *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8/1 (1997); John Moreland, *Through the Looking Glass of Possibilities: Understanding the Middle Ages*, in: *Die Vielfalt der Dinge* 85-116; Friedrich Jaeger, *Geschichtstheorie*, in: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), *Geschichte. Ein Grundkurs* (rowohlts enzyklopädie 55576) Reinbek 1998, (hier bes. 736 ff.).

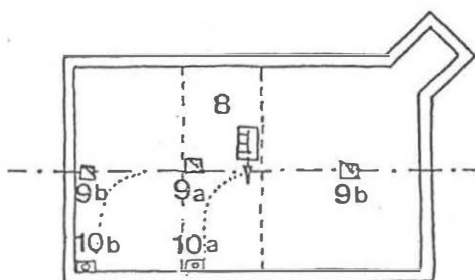
schung traditionellerweise ja vorrangig an „der“ Realitätsfindung aufgehängt ist. Bezüglich „der“ Realität sind nun zwei grundverschiedene Auffassungen zu unterscheiden:

Einerseits können sich Historiker/innen aus der Tradition des Faches heraus einer strikten Wahrheitsfindung verpflichtet wännen. „Aufzeigen wie es eigentlich gewesen ist“, lautet die für dieses Dogma fixierte Abbraviatur nach Leopold von Ranke. Aber gerade der hierin ausgedrückte Anspruch ist als unerfüllbar erkannt worden: Der Historiker *kann* gar nicht direkt an die Geschichte heran, weil sowohl seine Quellen als auch seine fachliche Interpretation als auch jede noch so „greifbare“ Re-Konstruktion nur Zwischenmedien darstellen und bloß Re-Präsentationen ermöglichen. Nichts davon ist mit Geschichte gleichzusetzen. Andernfalls müßte der Historiker befähigt sein, Geschichte 1:1 nachzuleben oder sie auch nachträglich zu ändern²¹. Mir erscheint es insofern nicht nur am treffendsten und ehrlichsten, sondern auch am einfachsten und innovativsten, alle historische Erkenntnis als „virtuelle Realität“ zu qualifizieren (und zwar trotz der unvermeidlichen Blendwirkung dieses hochaktuellen, eben leider auch wieder prestigetriefenden Begriffes). Falls diese Qualifizierung bei Ihnen Vorbehalte auslösen sollte, will ich dies zumindest zu erklären versuchen: Wir alle sind dermaßen auf das hehre Prinzip der Wahrheitsfindung eingeschworen, daß wir eine alternative Bezugsebene zunächst überhaupt nicht „wahr“ haben wollen. Dieser rigide Wahrheitsbegriff verwischt unser Bewußtsein dafür, daß wir „realiter“ andauernd auf einer virtuellen Bühne agieren, die nur *eine* Programmische bespielt: Unser „Abenteuer im Kopf“. An Indizien hierfür mangelt es nicht. Sie erfassen gleichmaßen die olympischen Höhen unseres akademischen Selbstverständnisses wie auch die routinisierten Tiefen unserer alltäglichen Knochenarbeit: Musterbeispiel für den einen Fall ist unsere imagebewußte Eigenwerbung mit attraktiven „Zeitreisen“ oder mit „Zeitmaschinen“, die wir angeblich anbieten können²²; Musterbeispiel für den anderen Fall ist ein zweigeschossiges Stadthaus aus dem Spätmittelalter, das aufgrund einer Teilungsurkunde aus 1303 „rekonstruiert“ werden konnte (Abb. 4), obwohl es physisch längst nicht mehr existierte²³. Die Grundsätzlichkeit und die Unumstößlichkeit des „virtuellen“ Charakters aller Geschichtserkenntnis kommt übrigens auch ganz klar zum Ausdruck in der Konzeption und in der Terminologie jener Graphik, mit der Hans-Werner Goetz veranschaulicht, wie Historiker/innen zu ihrem jeweiligen Geschichts-*Bild* gelangen (Abb. 5).

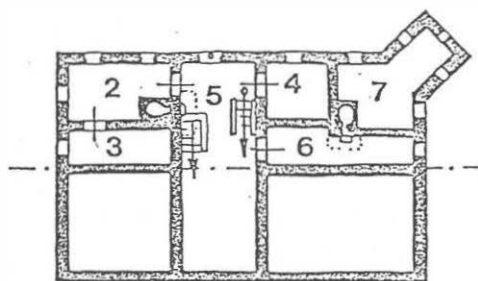
²¹ Erich Heintel, Wie es eigentlich gewesen ist. Ein geschichtsphilosophischer Beitrag zum Problem der Methode der Historie, in: Erkenntnis und Verantwortung. Festschrift für Theodor Litt. Düsseldorf 1960, 207-230; vgl. Hunsbichler, Das Konzept Realienkunde 51 ff.

²² Salvatore Settis, Die Zeitmaschine. Über den Umgang mit Geschichte, in: Ulrich Raulff (Hrsg.), Vom Umschreiben der Geschichte (Wagenbachs Taschenbücherei 131) Berlin 1986, 147-154.

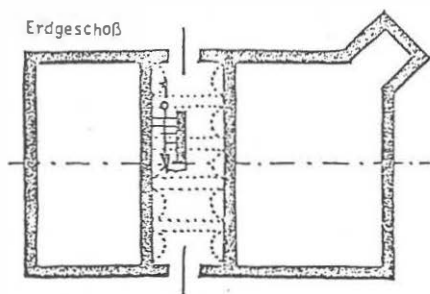
²³ Oskar Moser, Die Räume eines Villacher Bürgerhauses um 1300, in: Carinthia I 165 (1975) 269-282.



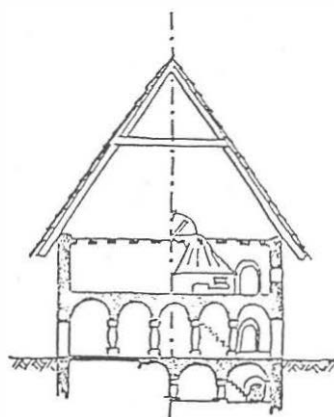
Dachgeschoß



Obergeschoß



Erdgeschoß



Querschnitt

1 die fulte

2 die alte stube

3 die michele chemnate

4 die wenige chemnate

5 das mueshaus

6 der gmach ob den
fleischpengkhen

7 das wenige stubelein
under dem tuemlein

8 unnder dem dache

9 die rauchlibe

10 das privat

Abb. 4: Unser „Abenteuer im Kopf“ erzeugt „virtuelle Realität“.
Aus: Moser, Räume 281

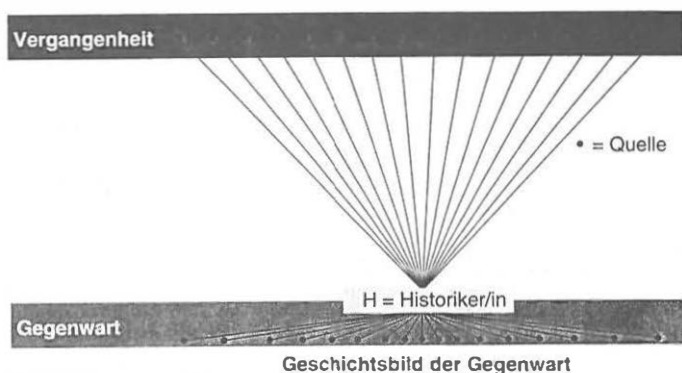


Abb. 5: Die Erarbeitung des (persönlichen) Geschichtsbildes.
 Aus: Hans-Werner Goetz, Proseminar Geschichte: Mittelalter (Uni-Taschenbücher 1719)
 Stuttgart 1993, 22, Abb. 3.

Die „andere“ Sichtweise basiert auf der einsichtigen und paradoxerweise „realistischen“ Frage: „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“²⁴ Zur Einführung in die betreffende Problemlage kann Karl Poppers „Scheinwerfer-Theorie“ helfen: Sie vergleicht die Situation des Historikers metaphorisch mit einem Scheinwerfer, der in einer bestimmten Position auf Distanz steht, sodaß es jeweils nur möglich ist, einen *Ausschnitt* jenes Ganzen auszuleuchten, dessen Erhellung „eigentlich“ beabsichtigt wäre²⁵. Diese Metapher paßt maßgenau zu einem meist unbeachteten, aber für unser Problemfeld elementaren Phänomen, und das ist die angeborene *Egozentrik* des Menschen: Unsere genetisch vorgegebene Eigenweltlichkeit bedeutet, daß jede Wahrnehmung und Erfahrung oder auch Fragestellung von einer individuellen Position aus erfolgt und daher auch entsprechend individuell ausfällt²⁶.

²⁴ Zum grundsätzlichen Stellenwert dieser Frage s. Wallner, Acht Vorlesungen 16 f.; Albert Müller – Karl H. Müller – Friedrich Stadler (Hrsg.), Konstruktivismus und Kognitionswissenschaft. Kulturelle Wurzeln und Ergebnisse. Wien, New York 1997; vgl. weiters die Literaturangaben oben, Anm. 20, sowie bei Hundsichler, Das Konzept Realienkunde 45, Anm. 48.

²⁵ Karl Popper, Über Geschichtsschreibung und über den Sinn der Geschichte, in: ders. (Hrsg.), Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik. 5. Aufl. München, Zürich 1995, 173-205 (hier 175).

²⁶ Helmut Hundsichler, „Eigenwelten“ und das „Fremde“, in: Bericht über den 19. Österreichischen Historikertag 1992 (Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine 28) Wien 1993, 361-364; ders., Sachen und Menschen 17-20; ders., Das Konzept Realienkunde 49-56.

Auf diese Weise „konstruieren“ wir die uns umgebende Realität, und indem wir unsere Forschungsgegenstände definieren, „konstruieren“ wir auch diese. Das gleiche gilt natürlich für das erwähnte Definieren von Fächern wie auch für dasjenige von „Fächerverbünden“.

Dimensionen – Die Welt der Wissenschaft

AEIOU:
Alles Eigene ist
ohnehin unbekannt.
Zur Geschichte und
aktuellen Situation
der Forschung in
Österreich.

Tag der Österreichischen Akademie
der Wissenschaften 1996

Mittwoch, 8. Mai 1996
19.00 bis 19.30 Uhr
Österreich 1

Ö1 gehört gehört.

Abb. 6: Die n-te Verfremdung der Devise „AEIOU“.
Einladung zu einer der Österreichischen Akademie der Wissenschaften
gewidmeten Radiosendung, 1996.

Im Kontext solcher Konstrukte ist eine neue Wahrnehmung oder Erfahrung oder Erkenntnis für den Menschen zunächst eine Konfrontation mit etwas *Fremdem* (Abb. 6). Oder umgelegt auf die Graphik von Hans-Werner Goetz (die man näherungsweise als umgekehrte Lesart der Scheinwerfer-Metapher sehen kann): Jene Informationen, die uns die Quellen über die eigenweltliche „Realität der participants“ vermitteln, werden von uns ebenfalls eigenweltlich determinierten „observers“ auf der Basis unserer individuellen, also subjektiv verschiedenen Kenntnisse und Erfahrungen dekodiert und analysiert. Auf diese Weise findet im Rahmen der Quellen-*Interpretation* „tatsächlich“ dasjenige statt, was dieser Begriff meint, nämlich eine *Übersetzung*: eine Übersetzung aus der einen, eigenweltlich determinierten Realität *eines* „participants“ in eine komplett andere, auch ihrerseits eigenweltlich determinierte Realität *eines* „observers“.

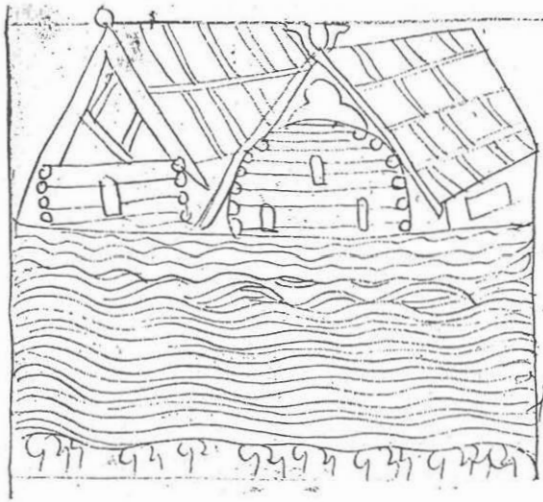


Abb. 7: Verschiedene Realitäten: Die Intentionen der „observers“ unterscheiden sich von jenen der „participants“. Federzeichnung, 1355/60, Krumauer Bildercodex. Wien. Österreichische Nationalbibliothek, cod. 370, fol. 100^v. Aus: Gerhard Schmidt – Franz Unterkircher (Hrsg.), Krumauer Bildercodex. ÖNB Codex 370, Facsimile-Band (Codices selecti 13) Graz 1967.

Die Absichten der „observers“ sind *nicht* identisch mit jenen Intentionen, die die „participants“ mit jeweils einunddenselben Informationen verfolgten: Eine Zimelie der mittelalterlichen Hausforschung²⁷ etwa ist „in Wirklichkeit“

²⁷ Josef Vařecka, Der mittelalterliche ländliche Hausbau in Böhmen, in: Bedal – Fechter – Hermann, Haus und Kultur 192-200 (hier 192 f.).

ein zeitgenössischer Bildbericht über eine Hochwasserkatastrophe (Abb. 7). Unsere „Übersetzung“ kann also nur „wirklich“ realitätsnah sein, wenn sie auf den authentischen Kontext abhebt, aus dem heraus eine Quelle entstanden ist. Virtuelles Kriterium hierfür wäre quasi die gedachte Akzeptanz unserer „Übersetzung“ durch die „participants“. Dies erfordert einen partnerschaftlichen Umgang mit der Fremdheit von Geschichte²⁸. All diese Überlegungen lassen erlauben, wie gering die Wahrscheinlichkeit ist, daß das von uns in Erfahrung gebrachte historische „Bild“ jemals deckungsgleich sein kann mit der „eigentlichen“, authentischen „Realität von einst“. „Die ‚Realität des Bildes‘ bleibt die ‚Realität des Bildes‘, die ‚Realität der Reisebeschreibung‘ bleibt die ‚Realität der Reisebeschreibung‘; sie können nicht zur Realität des Lebens werden.“²⁹ Aber die kurzen diesbezüglichen Darlegungen zeigen auch schon, daß sich sofort beträchtliche fächerübergreifende Dimensionen auftun, wenn man versucht, sich über die Greifbarkeit von „Realität“ Rechenschaft abzulegen. Interdisziplinarität und die Suche nach Realität bedingen einander.

Der Konstruktive Realismus geht noch eine Ebene tiefer und versucht bzw. vermag die eben besprochenen Phänomene von der Erkenntnistheorie her zu erklären (und hierin liegt auch der Schlüssel zu einer innovativen Definition von Interdisziplinarität): Fragestellungen, Handlungen, Erkenntnisse jedes Menschen hängen vom jeweils subjektiven Informationsniveau ab. Diese Vorbedingung bewirkt, sehr vereinfacht gesprochen, daß „die“ objektive Wirklichkeit jeweils individuell verschieden wahrgenommen und auf diese Weise unbewußt „eine“ (= individuelle) Realität „konstruiert“ wird³⁰. Peter Ustinov verdanke ich ein illustratives Beispiel hierfür: Alle Tänzer sehen einunddenselben Kronleuchter im Ballsaal – aber jeder aus einem ständig wechselnden Blickwinkel³¹. In umgekehrter Richtung ist diese Konstellation nutzbar, um historisch vorgegebene Konstrukte von „Realität“ (= Quellen) „realitätsnah“ zu interpretieren: Gerade etwas *Fremdes* (= das Wesen aller Forschung) werde ich umso zuverlässiger wahrnehmen, je *fremd*-artiger die Wege sind, die ich hierfür finde. Eine *Ent*-fremdung von Geschichte ist mir als „observer“ ohnehin nicht möglich, aber ich kann Geschichte verstehen, sobald ich „anders“ als bisher nach ihr frage (*Ver*-fremdung)³².

Man sieht, die Prämisse der Eigenweltlichkeit wird in unserer Argumentation immer zentraler. Und in der Tat haben wir auf der Suche nach Realität hier deren absolute Nahtstelle zur Rolle von Interdisziplinarität erreicht,

²⁸ Hundsichler, Das Konzept Realienkunde 49-56.

²⁹ Jaritz, Zwischen Augenblick und Ewigkeit 19.

³⁰ Wallner, Acht Vorlesungen, hier bes. 39-57 (Von Wirklichkeit und Realität; Wahrheit im Konstruktiven Realismus); s. dazu Humberto R. Maturana – Francisco J. Varela, Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens (Goldmann Taschenbuch 11460) Bern, München 1987.

³¹ Aus einer 1997er Ausgabe seiner Kolumne „Weitblick“ in der Wochenend-Beilage „Freizeit“ zur österreichischen Tageszeitung „Kurier“.

³² Zum Prinzip Verfremdung s. Wallner, Acht Vorlesungen 15 f., 26, 28 und passim.

wie sie vom Konstruktiven Realismus her definierbar ist: Interdisziplinarität hängt an der Fähigkeit, einunddieselbe Wirklichkeit „anders“ zu sehen und auf dem Wege der verfremdenden „Übersetzung“ unterschiedliche „Realitäten“ wahrzunehmen.



Abb. 8: Die Dinge „anders“ sehen.

Aus: Irvin Rock, *Wahrnehmung. Vom visuellen Reiz zum Sehen und Erkennen* (Spektrum-Bibliothek 6) Heidelberg 1998.

Die Dinge „anders“ sehen zu können, ist zunächst freilich überhaupt kein Kriterium für Wissenschaftlichkeit, sondern es handelt sich, wie ich jetzt zeigen möchte, um eine durch und durch *alltagsrelevante* Fähigkeit: Sie ist der Schlüssel zur Überwindung unserer naturgegebenen Eigenweltlichkeit, auch der Schlüssel zur Diskussionsfähigkeit, der Schlüssel zum alltäglichen Lernen. „Anders sehen“ steht als Sammelbegriff für alles, was das sprichwörtliche Brett vor dem Kopf unbewußt unserer individuellen Wahrnehmung entzieht (Abb. 8). Um zu demonstrieren, daß dabei ganz alltägliche, objektiv vorhandene Wirklichkeit ignoriert werden kann, „konstruiere“ ich ein kleines Kapitel aus der Eisenbahngeschichte, nämlich das Verhalten der Passagiere an den Zwischentüren im Inneren der Waggonen: In den fünfziger Jahren waren dort noch ausschließlich Schwingtüren, und solche lassen sich nur nach einer Richtung öffnen. Dies kann dann fatal sein, wenn der Mainstream von Fahrgästen die entgegengesetzte Gehrichtung hat, sodaß der/die Erste in der drängenden Schlange sich dann vergeblich bemüht, die Tür aufzubekommen. Derselbe Effekt tritt im Falle des/der Einzelreisenden ein, wenn diese/r die Tür

öffnen möchte und zu diesem Zweck das Handgepäck zu Boden stellt – aber just damit die Tür ebenfalls am Aufgehen hindert. Einsichtige Planer haben diese Probleme aus dem Weg geräumt, indem sie die neueren Waggon mit Pendeltüren ausstatteten. Diese lassen sich in jede der beiden Gehrichtungen öffnen, und als nächstbequemere Stufe kamen Schiebetüren: zuerst manuell zu betätigende, dann druckluftunterstützte, heute zusätzlich automatische, sensorgesteuerte, die selbsttätig öffnen/schließen. Die Planer haben sich also in die ergonomischen Bedürfnisse von Eisenbahnpassagieren hineinversetzt und von der Alltagspraxis her den Bahnkomfort sukzessive angehoben. Das entspricht durchaus einer interdisziplinären Leistung. Gleichzeitig ist daran unschwer abzulesen, daß sie schrittweise verschiedene „Realitäten“ geschaffen, „konstruiert“ haben, die daraufhin simultan nebeneinander existieren und damit auch einen Studienfall für die Problematik der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ eröffnen: Es gibt in unserem Beispiel fünf Varianten, um Türen zu öffnen, und es ist die Frage, wie die Passagiere angesichts ihrer individuell jeweils unterschiedlichen Eigenweltlichkeiten mit diesem unfreiwilligen multiple-choice-test fertig werden. Jene Routinierten, die Bahn fahren, um Nerven zu sparen, werden auf empirischem Weg längst ihren Horizont erweitert haben und wissen bereits nach einem kurzen Blick, mit welcher konkreten Bauart von Tür sie konfrontiert sind und wie sie sich darauf einzustellen haben. Auch diese Erkenntnis entspricht einer interdisziplinären Leistung im Alltag: *Errando discimus* (mit der Betonung auf *errando*, das heißt eben durch das Einschlagen eines „anderen“, bis dahin nicht begangenen Weges, und sei es auch der falsche. Das ist ja exakt das Prinzip von wissenschaftlicher Verifikation, die sich damit auch als eine Spielart des Prinzips Verfremdung entpuppt). Jene Unroutinierten, die den Werbeslogan „Nerven sparen – Bahn fahren“ von vornherein für Hölle halten, sind „eigentlich“ auf die schlimmste Möglichkeit eingestellt (= obige Variante 1: die Tür schwingt sowieso gegen die Gehrichtung auf). Falls sie sich dennoch zu Weltoffenheit und Weitsicht aufraffen, stellen sie sich auf eine Schiebetür ein – doch „in Wirklichkeit“ ist es z. B. „nur“ eine Pendeltür. Der vergebliche Versuch, diese wie eine Schiebetür zu öffnen, endet (in der Alltagspraxis immer wieder zu beobachten) mit dem absurden Rückfall in jene unkomfortabelste Variante 1: Man/frau ignoriert die von der Pendeltür angebotene „andere“ Möglichkeit und öffnet sie mit kontraindizierter Brachialgewalt letztendlich erst wieder auf die dümmste Art, eben *gegen* die „eigene“ Gehrichtung. Das entspricht dem Gegenteil einer interdisziplinären Leistung: Die betreffenden Personen finden in ihrem eigenweltlichen Zirkel bestätigt, was sie „ohnehin schon immer“ wußten – hier z. B., daß ausgerechnet sie ständig Opfer der Ungerechtigkeit des Daseins sind. In „Wirklichkeit“ sind sie nur Opfer ihrer unerkannten/unreflektierten Eigenweltlichkeit³³. Und *per analogiam* kann die kleine Fallstudie uns Gelehrte

³³ Vgl. Horst Geyer, *Über die Dummheit. Ursachen und Wirkungen der intellektuellen Minderleistungen des Menschen*. Wiesbaden 1954.

Intellektuell ist in alldem, was man „anders“ sehen kann/könnte, liegen die „Gegenwelt“ zu sämtlichen Sach- und Denkinhalten subsumiert, man/frau nicht an sich heranläßt. Wohl am signifikantesten zum Ausdruck ist diese interdisziplinäre Barriere in der häufigen Alltagsfloskel „Das kann mir nicht vorstellen“. Sie ist ein Hauptindikator für eine *nicht* auf Disziplinarität abzielende Mentalität. In *meiner* eigenweltlichen Sicht gibt es kein besseres Musterbeispiel für den ursächlichen Zusammenhang zwischen Eigenweltlichkeit und interdisziplinärer Blindheit als die Schwierigkeiten selbst so einfache Exempla wie die Gleichnisse der Bibel nachzuvollziehen und den jeweils eigenweltlichen Anwendungsfall hin umzulegen/zu „übertragen“³⁵. Nicht umsonst zählt die Geistige Trägheit (*acedia*) zum Register der christlichen Todsünden, nicht umsonst heißt der Geist der Erkenntnis der eigenen Geistesarmut, und der Narr in seiner überheblichen Unbelehrbarkeit ist didaktischer Inbegriff des Christentums für einen teuflischen Defekt, nämlich für die verhärtete Eigenweltlichkeit³⁶.



Abb. 9: Was ist Realität?
Aus der Immobilien-Werbung in österreichischen Printmedien.

³⁵ Zum Grundproblem s. zusammenfassend etwa Johanna Lanczkowski, Art. „Schriftsinn“, in: Peter Dintelbacher (Hrsg.), *Sachwörterbuch der Mediävistik* (Kröners Taschenausgabe 477) Stuttgart 1992, 470; Rolf Peppermüller, Art. „Schriftsinne“, in: *Lexikon des Mittelalters* 7. München 1995, Sp. 1568 f.; als Beispiel für den ikonographischen Zugang s. den Sammelband *Pictura quasi fictura*.

³⁶ Werner Mezger, Art. „Narr“, in: *Lexikon des Mittelalters* 6. München, Zürich 1993, Sp. 1023-1026; Helmut Hundsbichler, Im Zeichen der ‚verkehrten Welt‘, in: Gertrud Blaschitz et al. (Hrsg.), *Symbole des Alltags – Alltag der Symbole*. Festschrift für Harry Kühnel. Graz 1992, 555-570 (hier 560 ff.).

In anderer Weise eigenweltlich (aber nicht närrisch) gibt sich etwa die Immobilien-Werbung mit Slogans wie: „Wir versprechen die Realität“ oder „Reale Träume“ oder „Kommen Sie mit uns in die Realität“ (Abb. 9): Hier wird bewußt mit Verfremdung operiert und nur *eine* Definition von Realität zugelassen – aber immerhin eine, die auf ihre Weise stimmt und zugleich exakt die intendierte Sichtweise transportiert. Noch erfreulicher ist jene seltene Erfahrung, über die sich Bauherren gegebenenfalls glücklich schätzen dürfen, falls Professionisten jeweils in Kenntnis und unter Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der anderen beteiligten Fachvertreter vorgehen, wenn sie also vernetzt denken.

Paradoxerweise konnte allerdings just im Wissenschaftsbetrieb der gegenteilige Effekt beobachtet werden, nämlich daß der in den 60er und 70er Jahren einsetzende Interdisziplinaritäts-Boom „die Disziplingrenzen nicht (wie vorgesehen) erodierte, sondern sie verstärkte. Nirgends sonst als in Sitzungen von interdisziplinären Arbeitsgruppen konnte man so oft Worte hören wie ‚ich als Kunsthistoriker‘, ‚ich als Archäologe‘, ‚ich als Soziologe‘ usf.“ Auch wurde durch Interdisziplinarität „die Lernfähigkeit beziehungsweise das Lernpotential einer Disziplin nicht erhöht, sondern mitunter gesenkt: Die Einsicht, daß die gegebenen Möglichkeiten einer Disziplin für die Lösung eines Problems nicht ausreichen, führte und führt nicht zu Anstrengungen, genau diese Möglichkeiten zu erweitern, sondern – interdisziplinär gedacht – dazu, Kollegen aus anderen Disziplinen in ein eigenes Projekt ‚hereinzuholen‘ und von diesen dann zu erwarten, daß sie das Problem lösen“³⁷. Man sieht: Nicht etwa an die Wissenschaften stellt die fächerübergreifende Arbeitsweise ihre Anforderungen, sondern sehr konkret und sehr elementar an die Wissenschaftler. Interdisziplinarität beginnt nicht beim Kooperationspartner, sondern bei mir selbst.

Damit ist die Überwindung der Eigenweltlichkeit *das* Kriterium für (und natürlich auch der Sinn von) Interdisziplinarität. Interdisziplinarität wird umso effizienter, je weniger Eigenweltlichkeit im Spiel ist, oder in der Terminologie von Fritz Wallner: je mehr *Verfremdung* betrieben wird. Wallner unterscheidet in seiner Wissenschaftstheorie vier Arten von Interdisziplinarität³⁸. Und gleich die ersten drei davon enttarnt er als höchst anfällig für Mißverständnisse:

1. Die instrumentierende Interdisziplinarität. Sie repräsentiert jenes Verfahren, das „in der Praxis wissenschaftlicher Arbeit ... seit Jahrzehnten selbstverständlich ist“ und bestens zu funktionieren scheint: die Informationsübernahme aus anderen Wissenschaften. Der dabei übliche Haken ist, daß Erkenntnis aus einer anderen Disziplin in einen eigenweltlichen Forschungsprozeß eingebunden wird, dessen Fragen und Methoden schon vorher festgelegt worden sind, und das Übergreifen auf ein anderes Fach dient nicht dazu, um

³⁷ Christian Fleck – Albert Müller, ‚Daten‘ und ‚Quellen‘, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 8 (1997) 101-126 (hier 102); vgl. Tauber, Archäologische Funde 172 ff.

³⁸ Wallner, Acht Vorlesungen 18-28 (Formen der Interdisziplinarität).

eigene Fragestellungen zu erweitern, zu verändern oder zu reflektieren. Muster: Die in der deutschen Mittelalter-Archäologie anzutreffende Meinung, man könne die Ergebnisse des eigenen Faches zur weiteren Bearbeitung an „die Historiker“ oder an womöglich immer noch ‚zuständigere‘ Fachleute weiterdelegieren. Will man das bereits als Interdisziplinarität bezeichnen, „so läuft beispielsweise in den Geisteswissenschaften fast alles interdisziplinär ab“³⁹.

2. Die universalisierende Interdisziplinarität. Sie meint das faustische Anliegen, immer allgemeinere Erkenntnis zu gewinnen, die Welt als Ganzes zu erkennen. „Das ist wohl das Hauptmotiv der Faszination interdisziplinärer Forschung“ und des Überschreitens der Grenzen zwischen Fachdisziplinen. Aber der Anspruch an diese Art von Interdisziplinarität ist so „unrealistisch“ hoch, daß sie – wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt – in der Praxis unerfüllbar ist. Sie wird zwar als vermeintliche Erfolgsformel „seit Jahrzehnten hinausposaunt“ und dürfte auch „in den Sonntagsreden der Wissenschaftler weiterleben“, aber sie beruht auf reinem Etikettenschwindel, weil die Tatsache ignoriert wird, daß letztlich eine konkrete „Führungswissenschaft“ erst wieder die Methodenauswahl eindämmen und die weitgespannten Erkenntnisziele relativieren wird. Musterbeispiel: die Dominanz der Theologie im Mittelalter, danach jene der Philosophie, dann jene der Naturwissenschaften usw.⁴⁰

3. Die erklärende Interdisziplinarität. Darunter versteht man, „daß die Arbeitsweise einer Wissenschaft zum Gegenstand einer anderen Wissenschaft wird“, sodaß erstere dadurch eine Erklärung erfährt. Auch das ist keine echte Interdisziplinarität, solange bloß eine „Mischung von Methoden“ stattfindet. Musterbeispiel: Beiträge verschiedener Disziplinen zu einer Fragestellung. Vielmehr müßten die Anwender die Grenzen ihrer Wissenschaft verlassen, um zu klären, „warum wir bestimmte Methoden anwenden.“⁴¹

4. Die verfremdende Interdisziplinarität. Ein Wissenschaftler strukturiert einen Themenbereich, für den ganz bestimmte Methoden üblich sind, einmal nach einem ganz anderen Methodeninventar und kehrt danach zu seinen üblichen Methoden zurück um zu prüfen, „ob sich in seiner Beurteilung der Methodenauswahl und Bewertung der Fragestellungen etwas geändert hat.“ Auch hier kann nicht uferlose *Universalisierung* das Ziel sein, sondern genau das Gegenteil ist der Fall: Die verfremdende Interdisziplinarität vermittelt „Einsicht in die Möglichkeiten und Grenzen der Methodik des eigenen Faches“, und sie fördert eine *Konzentration* unserer Kräfte – etwa auf die jeweils aktuellsten Interessensgebiete⁴². Als diesbezügliches Musterbeispiel verweise ich auf den kürzlich gelungenen Nachweis dafür, daß die authentische Wiedergabe der Hexameter Homers nicht durch rhythmische Betonung gemäß dem künstlichen Korsett des Versmasses zu erfolgen hat (wie dies in unserem

³⁹ Ebd. 19 ff.

⁴⁰ Ebd. 21 ff.

⁴¹ Ebd. 27 f.

⁴² Ebd. 28 f.

mittleren und höheren Schulsystem seit Jahrhunderten als philologische „Wahrheit“ gepaukt wird), sondern durch gesanglichen Vortrag gemäß den natürlichen Akzenten der Wörter⁴³. Als weiteres (und trotz aller Kritikmöglichkeiten großartiges) Schulbeispiel für erfolgreiche Verfremdung erscheint mir der durch Edith und Alexander Tollmann geführte Nachweis, daß die „biblische“ Sintflut ein historisches Ereignis vor rund 9.950 Jahren war⁴⁴. Aus dem Bereich der historischen Sozialwissenschaften zitiere ich die ebenso unkonventionelle wie „richtige“ Sichtweise von Narrentum und Karneval⁴⁵, für die Dietz-Rüdiger Moser jahrelang einer geifernden, beschämenden und „nährischen“ Schelte von Fachgenossen ausgesetzt war.

Daß *Ver*-fremden mit *Be*-fremden quitiert wird, ist nicht neu: Traditionelle Bipolaritäts-Konstrukte wie Rechtgläubige vs. Heiden, Märtyrer vs. Ketzer, Geozentrismus vs. Heliozentrismus, Heilige vs. Hexen, Restauration vs. Revolution zeigen, daß der Anspruch auf „Wahrheit“ nur eine Frage der Perspektive ist, und bloß die fatale Folge, daß Verfechter/innen einer „anderen“ Sichtweise auf dem Scheiterhaufen enden, ist seltener geworden.

Ich selbst bin von den spezifisch historischen Anforderungen und Arbeitsweisen her ebenfalls zur Ansicht gelangt, daß es bei näherem Hinsehen unterschiedliche Spielarten von Interdisziplinarität gibt. Vier Möglichkeiten sind mir aufgefallen⁴⁶, und diese können aufgrund der Klassifikation von Fritz Wallner nunmehr diskutiert und zugeordnet werden:

Am naheliegendsten (aber in der Praxis dennoch zu oft falsch verstanden) erscheint die „quellenübergreifende“ Interdisziplinarität. Sie meint die in der Alltagsgeschichte wünschenswerte Vorgangsweise, nämlich daß man der Realität der „participants“ nur nach Konsultation möglichst verschiedenartiger Quellengattungen nahe kommen kann⁴⁷. Im Extrem- bzw. Idealfall bedeutet das eine Zusammenschau aus schriftlichen Quellen, bildlichen Darstellungen und Sachzeugen unter dem Vorzeichen jeweils vieler und grundverschiedener methodisch-theoretischer Ansatzmöglichkeiten. Der Tendenz nach wäre all das universalisierende Interdisziplinarität, und am gerade eben neu resümierten Beispiel des Verfahrens „Wörter und Sachen“ können die Gefahren, Möglichkeiten und Grenzen hiervon mustergültig studiert werden⁴⁸. Allerdings sind mediävistische Quellen in der Regel bei weitem nicht in der erforderlichen

⁴³ Stefan Hagel, Zu den Konstituenten des griechischen Hexameters, in: Wiener Studien 107/08 (1994/95) 77-108; Georg Danek – Stefan Hagel, Homer-Singen, in: Wiener Humanistische Blätter 35 (1995) 5-20; dieselben, Computergestützte Hexameter – hexameter-singender Computer, in: Studia Iranica, Mesopotamica & Anatolica 2 (1996) 111-122.

⁴⁴ Edith und Alexander Tollmann, Und die Sintflut gab es doch. München 1993.

⁴⁵ Dietz-Rüdiger Moser, Fastnacht–Fasching–Karneval. Das Fest der „Verkehrten Welt“. Graz, Wien, Köln 1986.

⁴⁶ Hundsichler, Perspektiven 94 f.

⁴⁷ Vgl. Jaritz, Zwischen Augenblick und Ewigkeit 25 f.

⁴⁸ Der neueste von Ruth Schmidt-Wiegand herausgegebene Sammelband „Wörter und Sachen“ wird im Rahmen der Zeitschrift „Germanistische Linguistik“ 1999 erscheinen.

Streuung vorhanden, sodaß mitunter bereits das Auffinden einer Parallelüberlieferung als interdisziplinärer Triumph reklamiert wird. Noch deutlicher fallen anstatt der Disziplin- die Schmerzgrenzen, wenn es für interdisziplinär gehalten wird, Belege verschiedenen Ursprungs beliebig nebeneinander zu stellen (Schema: „Hier habe ich Nägel aus meiner neuesten Grabung, wie man sie auch in Abbildungen antreffen kann, und auch in schriftlichen Belegen sind sie zahlreich überliefert“): In einem solchen Fall geht es nämlich nicht um (verfremdende) Erkenntnis von Neuem, sondern um die (eigenweltliche) Bestätigung von Bestehendem (= das Prinzip Daten-„Steinbruch“, oder euphemistischer auch „Quellenkombination“). Es wird die Erfahrung ignoriert, daß jeder Beleg im Kontext einer jeweils anderen, eigenen, unwiederholbaren Individual-Realität steht (vgl. Abb. 1), sodaß gerade die Kongruenz von Befunden eher der *unwahrscheinlichere* Fall ist. Näher an die Realität der „participants“ führt bis auf weiteres die umgekehrte Strategie, nämlich kontextuell zusammengehörige Befunde aus verschiedenen Quellengattungen zusammenzustellen und nachzusehen, inwieweit sie sich – *trotz* ihrer Unterschiedlichkeit⁴⁹ – unter einen Hut bringen lassen, um allenfalls auf diese Weise ein neues Bild zu gewinnen (Quelleninterferenz, Quellenkonfrontation). Dies ist etwa die Vorgangsweise der Bild-und-Text-Forschung⁵⁰. Wie das Beispiel von Abb. 9 zeigt, wird die Dekodierung einer Bildbedeutung dank dem zeitgenössisch-chronikalischen Begleittext *eindeutig* (*Hic equitant ad undam*).

In Anbetracht der verschiedenartigsten methodischen Möglichkeiten erschien es mir ferner legitim, auch eine „methodenspezifische“ Interdisziplinarität anzusprechen. Gemeint ist damit ein individueller Fächerverbund, der aufgrund einer konkreten, aber inhaltlich komplexen Aufgabenstellung zustandekommt⁵¹. Dasselbe auf die Person umgesetzt, die „ihren“ Fächerverbund repräsentiert, habe ich unter „personaler“ Interdisziplinarität gemeint. Eine diesbezügliche Grundlage erwerben beispielsweise alle Studierenden mit zwei oder mehr verschiedenen Studienfächern bzw. jene mit Haupt- und Nebenfach. Von der „methodenspezifischen“ unterscheidet sich die „personale“ Interdisziplinarität dadurch, daß sie nicht eine aufgabenbedingte, synchrone ad-hoc-Applikation darstellt bzw. meint, sondern den diachron wachsenden wissenschaftlichen

⁴⁹ Meine diesbezüglichen „Standardbeispiele“ s. etwa bei Hundsichler, Perspektiven 97, Anm. 85 und 86; vgl. des weiteren Elisabeth Zadora-Rio, *Le village des historiens et le village des archéologues*, in: Elisabeth Mornet (Hrsg.), *Campagnes médiévales: L'homme et son espace. Etudes offerts à Robert Fossier* (Histoire ancienne et médiévale 31) Paris 1995; Christine Bachmeier – Thomas Fischer (Hrsg.), *Glanz und Elend der zwei Kulturen. Über die Vergänglichkeit der Natur- und Geisteswissenschaften*. Konstanz 1991.

⁵⁰ Vgl. nur als *ein* mögliches Beispiel: Christel Meier – Uwe Ruberg (Hrsg.), *Text und Bild. Aspekte des Zusammenwirkens zweier Künste in Mittelalter und früher Neuzeit*. Wiesbaden 1980.

⁵¹ Z. B. Helmut Hundsichler, *Reise, Gastlichkeit und Nahrung im Spiegel der Reisetagebücher des Paolo Santonino (1485-1487)*. Geisteswiss. Diss. Wien 1979 (ungedruckt).

Horizont einer Person, der sich gerade bei interdisziplinärer Arbeit durch jeden Input neuer Erkenntnis verändert. Damit ist auch gesagt, daß Interdisziplinarität nie ein Ende findet: Es findet ein Prozess von Informations-Recycling statt, der auf immer höhere Ebenen von Erkenntnis führt (Abb. 10).

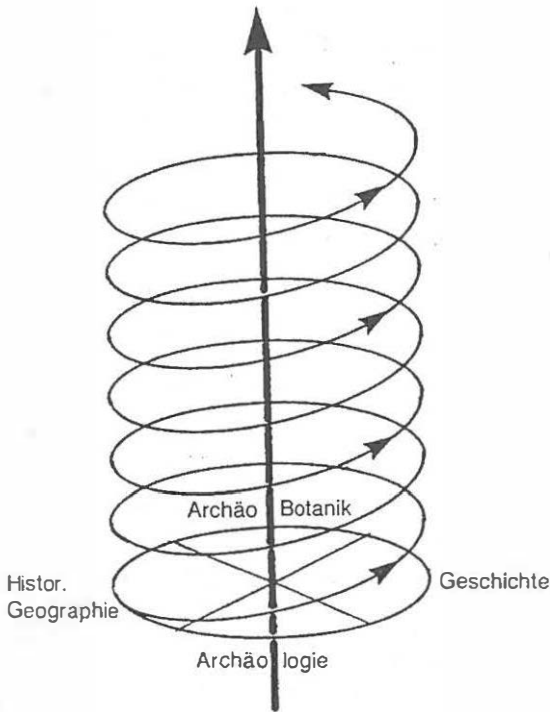


Abb. 10: Der Prozess fächerübergreifender Erkenntnis gleicht einer Endlos-Spirale. Die eingetragenen Fächer sind beliebig und könnten willkürlich durch andere ersetzt werden. Aus: Tauber, Archäologische Funde 173 (Abb. 1).

Überhaupt hat Interdisziplinarität nur Sinn, wenn sie zu *Erkenntnis* führt. Nicht auf die Verbreiterung von Wissen ist sie ausgelegt, sondern auf die Vertiefung von Verstehen. Ihre Intention ist *innovativ* und nicht kumulativ. Insofern muß sie Vorbedingungen verarbeiten, und insofern habe ich auch eine „integrative“ Interdisziplinarität angesprochen. Am Wort „Fach“-Kompetenz haftet diesbezüglich ein innerer Widerspruch: „Fach“-Kompetenz ist ja

offensichtlich monodisziplinär zu verstehen, und das ist qualitativ geringer als interdisziplinär. Umgekehrt bringt jede echte Interdisziplinarität per se fach-„übergreifende“ Kompetenz zustande. Ebenso fragwürdig erscheint in diesem Licht der Terminus Überzeugung: Er hat den Geruch des Endgültigen und Dogmatischen an sich – und genau das sind Charakteristika, die auf Erkenntnis und interdisziplinäres Arbeiten nicht zutreffen können.

Angesichts der landläufigen Vorstellungen von bzw. Erwartungen an Interdisziplinarität münden alle auf sie bezogenen Überlegungen zuallererst in eine befremdende Erkenntnis: Interdisziplinarität ist nicht das, wofür wir sie bisher gehalten und/oder verwendet haben. Sie ist ein limitiertes, ein „leises“, ein nur mühsam realisierbares Konzept, also gerade *nicht* die akademische Wunderdroge und die intellektuelle Keule, um die Limits der „historischen Machbarkeit“ außer Kraft zu setzen. Auch vom personellen Aufwand her ist sie *nicht* gigantomanisch, und die allfällige Etablierung von großangelegten Teams, Vernetzungen oder Fächerverbünden steht auf einem anderen Blatt (Pluridisziplinarität).

Die hiermit neu gewonnenen Facetten möchte ich abschließend zu weiterführenden Thesen ausformulieren.⁵²

Interdisziplinarität beruht auf den (keineswegs etwa ausschließlich wissenschaftlichen) Fähigkeiten, Erfahrungen und Ideen einer *Einzelperson*. Sie hat quasi die Qualität einer Simultanübersetzung, die nicht mittels eines Dolmetschers, sondern kraft eigener Sprachkundigkeit zustandekommt. Hauptkriterium ihrer Effizienz ist, wie bei jeder „Übersetzung“, die Involvierung des Prinzips *Verfremdung*, das wir alle kennen und anwenden, wann immer es darum geht, etwas zu verstehen: sei das ein Lehrsatz oder eine Publikation oder ein Kunstwerk oder ein Musikstück oder ein Sprichwort oder eine Metapher oder ein Witz oder ein Traum oder die Bibel. Jedes „Aha-Erlebnis“ beruht auf erfolgreicher Verfremdung: Es manifestiert die gelungene Übernahme fremder Eigenweltlichkeit in die eigene. Wenn wir jene Graphik „verfremden“, mit der Hans-Werner Goetz das Zustandekommen eines Geschichts-*Bildes* illustriert, wird dies sofort nachvollziehbar: Für alle Vorbedingungen, die in fächerübergreifende Wahrnehmung aufgehen, liegt die Schnittstelle – wie sonst sollte Wahrnehmung stattfinden – *im Kopf* der betreffenden Einzelperson (Abb. 11). Interdisziplinäre Kompetenz beruht dann gleichsam auf allen jenen „Scheinwerfer-Positionen“, die ein Individuum im Laufe der Zeit einzunehmen vermochte. Sie ist so unwiederholbar und einzigartig wie die Existenz und der Entwicklungsgang der betreffenden Person an sich. Interdisziplinäre Kompetenz schöpft aus jenem Maximum an verfremdender Zusammenschau, das sich ein Mensch im Rahmen seiner individuellen „Speicherkapazität“ je aneignen kann. Jede neue Erfahrung/Wahrnehmung/Erkenntnis verändert sukzessive den bisher gespeicherten Inhalt, und daraus ergibt sich ein weiteres entscheidendes

⁵² Zum Folgenden vgl. Hundsichler, Sachen und Menschen 20 ff.; ders., Der Faktor Mensch 16 f.; ders., Re-Konstruktion (im Druck).

Horizont einer Person, der sich gerade bei interdisziplinärer Arbeit durch jeden Input neuer Erkenntnis verändert. Damit ist auch gesagt, daß Interdisziplinarität nie ein Ende findet: Es findet ein Prozess von Informations-Recycling statt, der auf immer höhere Ebenen von Erkenntnis führt (Abb. 10).

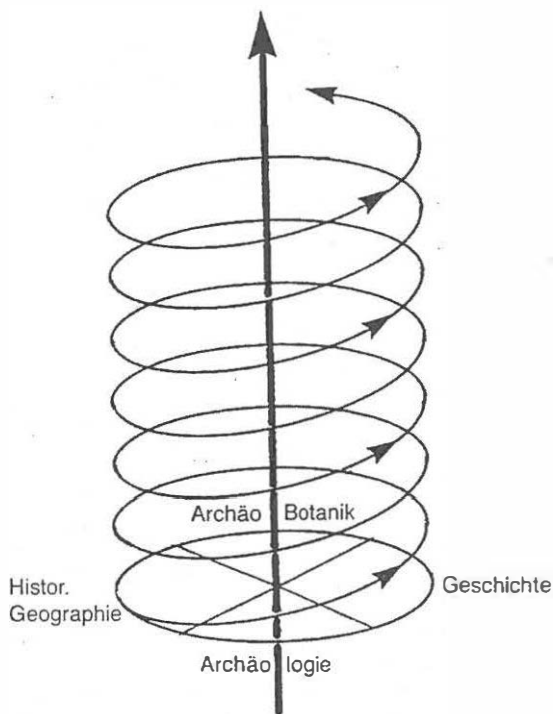


Abb. 10: Der Prozess fächerübergreifender Erkenntnis gleicht einer Endlos-Spirale. Die eingetragenen Fächer sind beliebig und könnten willkürlich durch andere ersetzt werden.
Aus: Tauber, Archäologische Funde 173 (Abb. 1).

Überhaupt hat Interdisziplinarität nur Sinn, wenn sie zu *Erkenntnis* führt. Nicht auf die Verbreiterung von Wissen ist sie ausgelegt, sondern auf die Vertiefung von Verstehen. Ihre Intention ist *innovativ* und nicht *kumulativ*. Insofern muß sie Vorbedingungen verarbeiten, und insofern habe ich auch eine „integrative“ Interdisziplinarität angesprochen. Am Wort „Fach“-Kompetenz haftet diesbezüglich ein innerer Widerspruch: „Fach“-Kompetenz ist ja

offensichtlich monodisziplinär zu verstehen, und das ist qualitativ geringer als interdisziplinär. Umgekehrt bringt jede echte Interdisziplinarität per se fach- „übergreifende“ Kompetenz zustande. Ebenso fragwürdig erscheint in diesem Licht der Terminus Überzeugung: Er hat den Geruch des Endgültigen und Dogmatischen an sich – und genau das sind Charakteristika, die auf Erkenntnis und interdisziplinäres Arbeiten nicht zutreffen können.

Angesichts der landläufigen Vorstellungen von bzw. Erwartungen an Interdisziplinarität münden alle auf sie bezogenen Überlegungen zuallererst in eine befremdende Erkenntnis: Interdisziplinarität ist nicht das, wofür wir sie bisher gehalten und/oder verwendet haben. Sie ist ein limitiertes, ein „leises“, ein nur mühsam realisierbares Konzept, also gerade *nicht* die akademische Wunderdroge und die intellektuelle Keule, um die Limits der „historischen Machbarkeit“ außer Kraft zu setzen. Auch vom personellen Aufwand her ist sie *nicht* gigantomanisch, und die allfällige Etablierung von großangelegten Teams, Vernetzungen oder Fächerverbünden steht auf einem anderen Blatt (Pluridisziplinarität).

Die hiermit neu gewonnenen Facetten möchte ich abschließend zu weiterführenden Thesen ausformulieren.⁵²

Interdisziplinarität beruht auf den (keineswegs etwa ausschließlich wissenschaftlichen) Fähigkeiten, Erfahrungen und Ideen einer *Einzel*person. Sie hat quasi die Qualität einer Simultanübersetzung, die nicht mittels eines Dolmetschers, sondern kraft eigener Sprachkundigkeit zustandekommt. Hauptkriterium ihrer Effizienz ist, wie bei jeder „Übersetzung“, die Involvierung des Prinzips *Verfremdung*, das wir alle kennen und anwenden, wann immer es darum geht, etwas zu verstehen: sei das ein Lehrsatz oder eine Publikation oder ein Kunstwerk oder ein Musikstück oder ein Sprichwort oder eine Metapher oder ein Witz oder ein Traum oder die Bibel. Jedes „Aha-Erlebnis“ beruht auf erfolgreicher Verfremdung: Es manifestiert die gelungene Übernahme fremder Eigenweltlichkeit in die eigene. Wenn wir jene Graphik „verfremden“, mit der Hans-Werner Goetz das Zustandekommen eines Geschichts-*Bildes* illustriert, wird dies sofort nachvollziehbar: Für alle Vorbedingungen, die in fächerübergreifende Wahrnehmung aufgehen, liegt die Schnittstelle – wie sonst sollte Wahrnehmung stattfinden – *im Kopf* der betreffenden Einzelperson (Abb. 11). Interdisziplinäre Kompetenz beruht dann gleichsam auf allen jenen „Scheinwerfer-Positionen“, die ein Individuum im Laufe der Zeit einzunehmen vermochte. Sie ist so unwiederholbar und einzigartig wie die Existenz und der Entwicklungsgang der betreffenden Person an sich. Interdisziplinäre Kompetenz schöpft aus jenem Maximum an verfremdender Zusammenschau, das sich ein Mensch im Rahmen seiner individuellen „Speicherkapazität“ je aneignen kann. Jede neue Erfahrung/Wahrnehmung/Erkenntnis verändert sukzessive den bisher gespeicherten Inhalt, und daraus ergibt sich ein weiteres entscheidendes

⁵² Zum Folgenden vgl. Hundsichler, Sachen und Menschen 20 ff.; ders., Der Faktor Mensch 16 f.; ders., Re-Konstruktion (im Druck).

Definitionsmerkmal von Interdisziplinarität: Sie hat *prozessualen* Charakter. Sie repräsentiert zu jeder Zeit einen anderen Stand des individuellen „Abenteuers im Kopf“, und sie ist das Reservoir für die Kreativität und Innovativität eines Menschen (auch diese beiden Bereiche sind ja Umsetzungen des Prinzips Verfremdung).

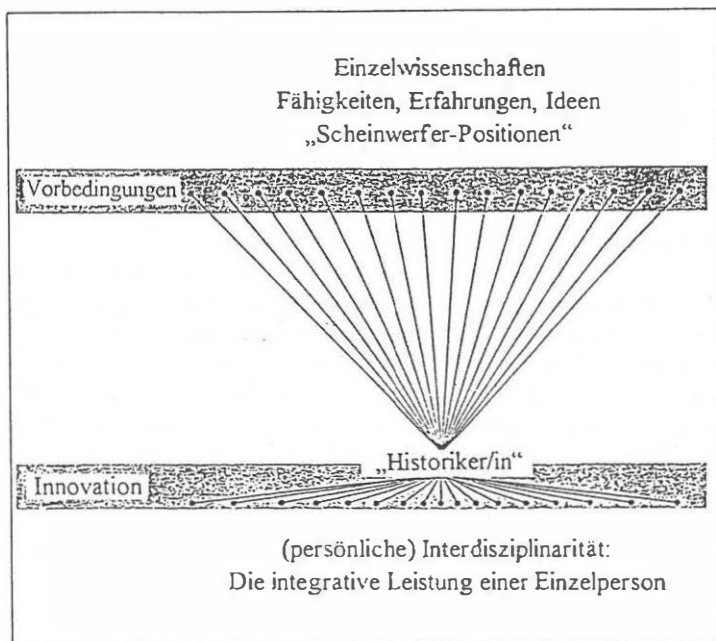


Abb. 11: Interdisziplinarität ist *Einzelleistung*.
Entwurf: Helmut Hundsbichler, 1996

Hiervon grundverschieden ist ein anderes branchenübliches Verfahren, das unzutreffenderweise dennoch überwiegend unter dem Etikett der Interdisziplinarität segelt: Eine Anzahl erwünschter oder gerade verfügbarer „Scheinwerfer-Positionen“ wird *gleichzeitig* in Betrieb genommen und jeweils mit Repräsentant/innen verschiedener Disziplinen besetzt. Musterbeispiele hierfür sind Tagungen oder Publikationen, deren Programm bzw. Inhalt aus Beiträgen besteht, die unabhängig voneinander zu einem Generalthema Stellung nehmen. Auch die unseligerweise für das angebliche „Verhältnis“ von Mittelalter-Archäologie und Geschichtswissenschaft usurpierte Maxime Moltkes

(„Getrennt marschieren, vereint schlagen“)⁵³ gehört hierher. Ein positives Beispiel, das wir in der Regel gar nicht als solches einstufen, ist die „historische Methode im weitesten Sinne des Wortes“⁵⁴, also das Gesamtpotential der zur Disposition stehenden Verfahrens- und Erkenntnismöglichkeiten der Geschichtswissenschaften, die allerdings keine Einzelperson jemals universal, sondern bloß in Auswahl repräsentieren kann. Auch das aus der Industrie bekannte „arbeitsteilige Prinzip“ wäre ein gutes Beispiel. Im Gegensatz zu der vorhin als prozessual definierten Interdisziplinarität ist nun ein solches Konzept aber *additiv*. Treffender Ausdruck für diesen wesentlichen Unterschied scheint mir die Bezeichnung *Multidisziplinarität* zu sein. Wohl produziert sie beliebig viele Teilsummen von verfügbarer Information, aber keinen team- und/oder fächerumsparmenden Kontext von Wissen und Erkenntnis: Lernen kann nur eine Einzelperson. Die Weiche zur Interdisziplinarität ist in jedem wie auch immer gearteten Verbund installiert, aber wirksam wird sie wieder nur innerhalb des Könnens und Wollens jeder beteiligten Einzelperson.

Es ist also wichtig, den grundlegenden Unterschied zwischen Inter- und Multidisziplinarität zu sehen, und gerade weil mit diesen Begriffen so locker umgegangen wird, wäre es wohl eine günstigere Sprachregelung, sich zunächst lieber von einem Oberbegriff her anzunähern: Multi- und Interdisziplinarität wären wohl unter „fächerübergreifende Arbeitskonzepte“ subsumierbar. Auf einer höheren Begriffsebene müßten auch Spezifikationen wie Pluri- und Transdisziplinarität verankert werden. „*Einer* Disziplin anzugehören verlangt, die Tätigkeit eines bestimmten Bereichs zu verstehen; *Interdisziplinarität* bedeutet das Verständnis zumindest eines zweiten solchen Bereichs; in der *Transdisziplinarität* jedoch ist der zu verstehende Bereich Verständnis selbst; wir wollen Verstehen verstehen.“⁵⁵ Und auch über eine Deutung und ein sprachliches Äquivalent zur anglophonen „cross-disciplinarity“ wäre nachzudenken. Jedes derartige Konzept hat seine Berechtigung und seine Vorzüge, aber infolge der verschiedenen Qualitäten auch unterschiedliche Grenzen, sodaß keine identischen Erwartungen erfüllbar sind. Zum Beispiel kann Multidisziplinarität zur Reduktion der Eigenweltlichkeit führen – aber diese Leistung des betreffenden Individuums beruht bereits auf dem Prinzip Verfremdung, das der Interdisziplinarität zentral zugeordnet ist. Vor allem bereitet Multidisziplinarität den Boden für eine Beschleunigung der Forschung (falls man darin einen Vorteil sehen möchte): Durch die Beteiligung mehrerer Hände/Köpfe

⁵³ Vgl. die kritische Distanzierung bei Reinhard Wenskus, Randbemerkungen zum Verhältnis von Historie und Archäologie, insbesondere mittelalterlicher Geschichte und Mittelalterarchäologie, in: Herbert Jankuhn – Reinhard Wenskus (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft und Archäologie* (Vorträge und Forschungen 22) Sigmaringen 1979, 637–657 (hier 637 f.).

⁵⁴ Anm. 18.

⁵⁵ Heinz von Foerster (1995) in einer Vorschau der Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 7 (1996) 448 (kursive Passagen nicht original).

gewährleistet sie eine raschere „Editionsarbeit“ von Information und ein vielseitigeres Angebot an potentiellen Zugriffs- und Andockmöglichkeiten. Sie ist ein Pool für interdisziplinäre Schnittstellen. Derartige Ansatzpunkte können allerdings auch durch sanftere, weichere, kleinteiligere Formen der Kommunikation zustandekommen: ein Buch; ein Gespräch; die Reflexion eines Ereignisses, eines Vortrages, einer Erfahrung. Und umgekehrt wächst für jede überzüchtete Vernetzung von Disziplinen die Gefahr, am Kapazitäts- und Kommunikationsproblem zu scheitern.

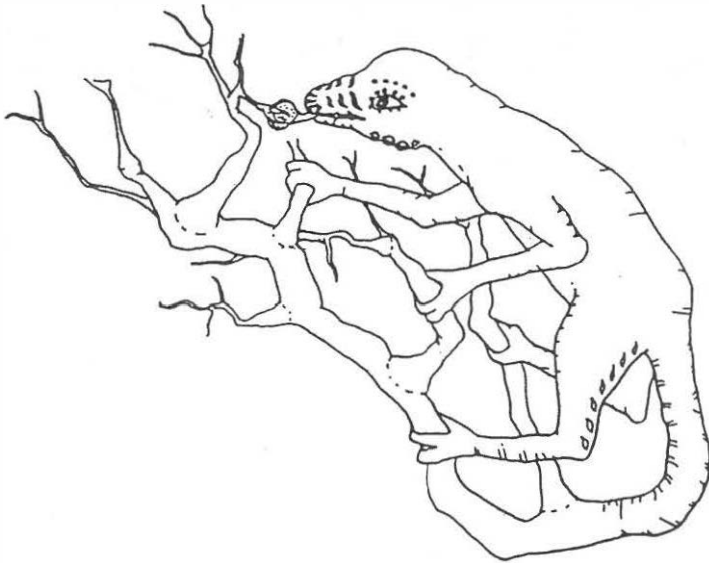


Abb. 12: Der „Baum der Erkenntnis“.
 Zeichnung von Marcelo Maturana, in: Maturana – Varela,
 Der Baum der Erkenntnis 258 (Abb. 74).

Alles in allem stellt sich die verfremdende Interdisziplinarität als schwieriges wissenschaftliches Metier dar – eines, in dem man/frau permanent sich selber Rechenschaft ablegen muß. Darüber hinaus ist aber nochmals auf die Feststellung Wert zu legen, daß Verfremdung keineswegs nur ein Reservat für die

hehre Wissenschaft ist: Abgesehen von allen Bereichen der Kunst, hat/hätte sie in vielen Alltagsbereichen ihren Platz, und da sie (sowohl dort wie auch als Instrument der Wissenschaft) ständige Beziehungsarbeit mit uns selbst bedeutet, führt sie letztlich in den für alle Kulturen fundamentalsten Erkenntnisbereich „des“ Menschen schlechthin: in die Selbstreflexion und die Selbsterkenntnis⁵⁶. Nicht die Quantität alles Machbaren legitimiert also unsere interdisziplinären Strategien, sondern die Qualität einer bzw. „der“ Sinnfrage. Insofern ist Verfremdung geeignet, Wissen zu optimieren und Sichtweisen zu vereinfachen. Sie ist die Brücke von *Wissenschaft* zu *Weisheit*. Das hätten wir freilich (wenn wir nicht auch wieder obsessiv den Weg der Quantität gegangen wären) schon längst aus den erwähnten didaktischen Exempla ablesen können, von Sisyphos und Adam und Eva über den Narren und Doktor Faust bis zu unserem verfremdeten Spiegelbild, dem *homo faber* – und der Kreis schließt sich auf einigermaßen unerwartete Weise: Wir müssen uns bei der Nase nehmen. Aber der Weg der Erkenntnis ist eben keine voyeuristische Vergnügungstour, und es ist ein weiteres Charakteristikum von Interdisziplinarität, daß die Reise ganz woanders hinführt, als man/frau „eigentlich“ gedacht hätte (Abb. 12).

⁵⁶ Als Muster für die Möglichkeit, mittels interdisziplinärer Verfremdung aus einem Mythos/Märchen eine individuell variable „Wahrheit“ herauszufinden, vgl. Thorwald Dethlefsen, *Ödipus der Rätsellöser. Der Mensch zwischen Schuld und Erlösung*. München 1990; Eugen Drewermann, *Die kluge Else, Rapunzel. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet*. 4. Aufl. Olten u. a. 1990.

MEDIUM AEVUM
QUOTIDIANUM

40

KREMS 1999

HERAUSGEGEBEN
VON GERHARD JARITZ

GEDRUCKT MIT UNTERSTÜTZUNG DER KULTURABTEILUNG
DES AMTES DER NIEDERÖSTERREICHISCHEN LANDESREGIERUNG

Titelgraphik: Stephan J. Tramèr

Herausgeber: Medium Aevum Quotidianum. Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters, Körnermarkt 13, A-3500 Krems, Österreich. Für den Inhalt verantwortlich zeichnen die Autoren, ohne deren ausdrückliche Zustimmung jeglicher Nachdruck, auch in Auszügen, nicht gestattet ist. – Druck: KOPITU Ges. m. b. H., Wiedner Hauptstraße 8-10, A-1050 Wien.

Inhalt

Vorwort	5
Helmut Hundsichler, Alltagsforschung und Interdisziplinarität	7
Andreas Külzer, Die byzantinische Reiseliteratur: Anmerkungen zu ihrer literarischen Gestaltung	35
Iliana Tschekova, Folklor-epische Paradigmen in der Nestorchronik	52
Lucas Burkart, Kommunale und seigneurale Bildersprache des Quattrocento in Padua und Ferrara	66
Rezensionen	125

Vorwort

Das vorliegende Heft 40 von *Medium Aevum Quotidianum* vereinigt eine Anzahl von Beiträgen, die in den letzten Monaten von Mitgliedern und Freunden unserer Gesellschaft zur Verfügung gestellt wurden. Diese sollen vor allem die Bedeutung vermitteln, welche interdisziplinären Ansätzen in einer Geschichte von Alltag und Sachkultur des Mittelalters zukommt.

Die Planungen für die nächsten Hefte sind insoweit fortgeschritten, als sich besonders einige Sonderbände bereits in einer konkreten Vorbereitungsphase befinden. Dies gilt vor allem für zwei Bibliographien: Detlev Kraack (Berlin) und sein internationaler Mitarbeiterstab befinden sich in den Abschlusarbeiten für eine Bibliographie zu den Graffiti des Mittelalters und der frühen Neuzeit, welche Ende 1999 oder Anfang 2000 erscheinen wird. Außerdem beschäftigen wir uns schon seit längerem mit einer Überarbeitung und sehr nötigen Ergänzung der im Jahre 1986 als *Medium Aevum Quotidianum-Newsletter* 7/8 erschienenen Auswahlbibliographie zu Alltag und materieller Kultur des Mittelalters. Auch für jene ist ein Erscheinungstermin 1999/2000 vorgesehen.

Als Autor einer der nächsten Sonderbände konnte Markus Späth (Hamburg) gewonnen werden, der sich mit der räumlichen Differenzierung in der hochmittelalterlichen Klosterarchitektur am Beispiel nordenglischer Zisterzen auseinandersetzen wird.

Schließlich möchten wir Sie wieder herzlich einladen, unsere Website <http://www.imareal.oeaw.ac.at/maq/> zu besuchen. Im Augenblick finden Sie dort die Inhaltsverzeichnisse aller bisher erschienenen Bände unserer Reihe. Binnem kurzem wird dieses Angebot ergänzt werden durch die Zugriffsmöglichkeit auf den Volltext ausgewählter, uns besonders wichtig erscheinender Beiträge aus zum Teil bereits vergriffenen Bände vergangener Jahre.

Gerhard Jaritz, Herausgeber